

Die „Ema“.

Die Ersatzmittelausstellung im Prater, losend „Ema“ genannt, ist das Kind der Not und des guten Humors, der sich nicht unterliegen lassen will. Man täte daher von vornherein unrecht, sie mit wehmütigem Sinne zu betrachten. Es ist ja schon des öfteren festgestellt worden, daß es in unserer eisernen Zeit sehr viel Blech gibt. Mit einem höflicheren Ausdruck nennt man es Ersatzmittel, und es ist sicherlich ein Glück und Segen, daß wir sie besitzen, wengleich es kein Glück und keinen Segen bedeutet, daß man sie erfinden mußte. Aber, wie gesagt, wer die „Ema“ besucht, soll diese Betrachtungen zu Hause lassen. Man bewegt sich in dieser Ausstellung auf dem Boden fester Tatsachen. So ist es und nicht anders — steht unsichtbar über der Pforte. Und laut und herausfordernd predigen alle Gläser, Schaukasten, Maschinen eine Lehre: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Diese Entschlossenheit und diesen Galgenhumor braucht man vielleicht in der ersten Abteilung am notwendigsten. Die „erste“ Abteilung war für uns als richtige Kriegshausfrauen selbstverständlich die Nahrungs- und Futtermittelabteilung. Wir studierten mit Emsigkeit die hübsch zusammengestellten Pilze, die sich in Schaukasten so harmlos und bescheiden darboten, als ob das Kilogramm von dieser Ware in trockenem Zustand nicht achtzig Kronen kosten würde. Die „Kartoffelede“ ist mit besonderer Liebe eingerichtet. Da gibt es duftige „Kartoffelstoden“, getrocknete Scheiben, geriebene, gemahlene, zerstampfte, gedörrte Kartoffeln, und die Hausfrau erfährt mit Entzücken und Nahrung, was sich alles aus diesem wertvollen Nahrungsmittel herstellen läßt, das sie nicht besitzt. Uebrigens grüßen einen von allen Seiten gute Bekannte. Da leuchtet Salatig frisch-gelb aus einer Vitrine, Omelette und Eierol, Kakaoschale, Zitronin und alle die anderen Freunde der bedrängten Köchin lächeln ihr vertraut entgegen. Die ganze griechische und germanische Götterwelt ist hinter der Glascheibe versammelt, die die gangbarsten Ersatzmittel für den täglichen Hausbedarf birgt. Mi-Ga köchert dazwischen und Ominol oder Cavalier entfaltet seine glänzenden Gaben. Mit Nahrung erkennt der Beschauer im Maischrot und Maiskleie alte Freunde wieder, die ihm längst das honiggelbe Maisbrot des Winters vertraut gemacht hat. Und daß Kastanienmehl dunkel und sandig ansieht, ist uns allen längst kein Geheimnis mehr, die wir jemals Kriegslebkuchen gegessen haben. Hingegen erfährt man auch in der „Ema“ nicht, welche Verwandnis es mit dem Nährwert und — wenn ich so sagen darf — dem Innenleben dieser hartnäckig „Nahrungsmittel“ benannten Griechengötter hat. Auch hier umhüllt sie der Schleier düsterer Geheimnisses, der nie gelüftet. Nur von den Futtermitteln für das liebe Vieh wird verraten, wie viel Prozent Maischrot, wie viel Heu, wie viel Stroh u. s. w. sie enthalten. Die Menschenfuttermittel werden keineswegs in ihre Bestandteile zerlegt. Vielleicht ist es besser so und man begehre nie und nimmer zu schauen. . . . Zu dem belehrenden Kochvortrag kommen wir zu spät. Daß ich das sonderlich bedaure, könnte ich nicht behaupten. Wir haben in den letzten vier Jahren so viel theoretisch gelacht, daß wir fast das praktische Kochen darüber verlernt haben, und der Mehlspeisen ohne Mehl, Fett, Ei und Zucker sind wir alle schon einigermaßen müde geworden. Sie schmecken im besten Fall nach gebratener Luft und eingebrannten Illusionen. Ueberdies wird einem sicherlich in diesen Vorträgen nur erzählt, wie vorzüglich die Speisen munden, aber auf Kostproben muß verzichtet werden. Mag nun davon mit Rücksicht auf den Mangel an Material abgesehen worden sein, Ehausstellungen wenden sich ja stets an den falschen Sinn, so ist hingegen schwer zu begreifen, warum man es unternimmt, das Gebiet der Nahrungsmittelfälschung auch nur zu streifen. Auch Ersatzmittel können ja bekanntlich verfälscht werden (ich erinnere nur an den „Feigen“-Kaffee), ja sie können sogar mit schädlichen Stoffen versetzt werden. Eine Ausstellung, die schließlich nicht nur der Propaganda, sondern auch der Belehrung des Publikums dienen soll, hätte in diesem Punkte ruhig etwas weniger Diskretion üben können.

Bekommt man in der Nahrungsmittelabteilung nichts zu kosten, so darf man dafür in der Abteilung für Bekleidung die Stoffe nicht angreifen. Dieses Verbot mag vielleicht vom Standpunkt der Aussteller berechtigt sein, ist aber vom Standpunkt der Besucher unhaltbar. Denn den Wert eines Gewebes zu beurteilen, ohne es zwischen den Fingern zu prüfen, das bringt selbst die erfahrenste Hausfrau nicht zustande. Die ganze Abteilung ist selbstverständlich vom Papier beherrscht, dem eine eigene Halle gewidmet ist und das eigentlich den interessantesten Teil der ganzen Ausstellung bildet. Da gibt es nicht nur die schon bekannten Kleiderstoffe aus Papier, sondern auch eine Art Billroth-Batist, der als Verbandstoff treffliche Dienste leisten soll, Treibriemen aus Papiergewebe, Teppiche, Vorhänge (sogar wunderhübsche), Damenhüte, Pinoleum und reizende Klöppelspigen aus Papierzwirn. Bunter Bindfaden in allen Farben liegt auf den Regalen, elektrische Leitungsdrähte sind in Papierisolierung gekleidet, Bouleauschnüre und Bänder, Matten, Fußabstreifer, Tischtücher, Seifapolster, Küchenwäsche, alles aus Papier, gibt es in Hülle und Fülle. Ein Seidenmoiré aus Seidenabfällen und Papiergewebe entzückt das längst schon nicht mehr verwöhnte Auge. Er scheint sogar in weichen Falten zu fallen, das läßt sich aber schwer durch die Glascheiben beurteilen. Nur ein Herr, anscheinend ein ernsthafter „Interessent“, wird der Erlaubnis teilhaftig, ein Gewebe zu betasten. Er darf zur Webmaschine, die neben

der Spinnmaschine in Tätigkeit gesetzt wird, herantreten und den neuentstandenen Stoff betasten. Er tut es mit viel Würde. Herausfordernd blickt ihm der Verkäufer ins Gesicht. Der Interessent lächelt. Ich wage nicht, das Nöcheln zu enträtseln.

Noch wichtiger vielleicht als die Erlaubnis, die Stoffe näher zu untersuchen, wäre eine verlässliche Aufklärung über die Haltbarkeit der gebotenen Waren. Ich bin ein durchaus gläubiges Gemüt und wenn ich nur das gewisse wohlbekannte Bieremuster mit dem bunten Rand auf einem graubraunen Küchentuch erblicke, bin ich bereit, es als vollwertig anzuerkennen. Da es sich hier jedoch zugeständermachen um Papierstoffe handelt, so wäre es doch gut, die Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit des Gewebes gegen Wasser zu erweisen. Als in der guten, alten Friedenszeit eine Wiener Firma für Papiertragen Propaganda machen wollte, ließ sie im Schaufenster ein paar Springbrunnen über die Wäsche plätschern. Ein ähnliche Einrichtung täte auch hier not. Denn ich glaube den gelblichen Krügen ja herzlich gern, daß sie drei- oder auch viermal gewaschen sind — ich würde ihnen sogar noch viel häufigere Wäsche zutrauen — aber der Augenschein überzeugt doch noch ganz anders als die eindringlichste Versicherung. Summa da das Mischtrauen, Papiergewebe würde sich bei der Bekanntheit mit Wasser in ein Nichts verflüchtigen, bekanntlich bei uns noch durchaus nicht behoben ist. Und es müßte dem Papiergentleman da in der Ecke mit seinem granulierten Anzug doch ziemlich unangenehm sein, bei einem Plakregen plötzlich „Des Königs neue Kleider“ aufzuführen und von allen Seiten zu hören: „Aber er hat ja gar nichts an.“ Zudem einem heutzutage die Erkenntnis, daß die anderen Dummköpfe oder Schufte sind, durchaus keinen Trost mehr birgt für den Verlust eines Anzuges, der soundso viel Kronen kostet; der Himmel allein weiß wie viel.

Ja, der Himmel allein, denn uns Sterblichen scheint dieses Wissen nicht dienlich zu sein. Die Preise werden in der „Ema“ als Amtsgeheimnis behandelt. Bei einigen Verkaufsständen liegen wohl Bücher auf, in die man seinen Namen eintragen kann und sodann schriftlich Auskunft über Preise und Lieferungsbedingungen erhält. Natürlich ein viel zu umständliches Verfahren. Auch ich habe seine Härte kennen gelernt, denn ich erlor mir in der Papierabteilung einen „Prader“. Er war herb und doch anmutig, gelb und knorpelig wie die weibigste Weide oder das rohrriechteste Rohr, kurz, ein Prader zum Verlieben. Aber ach! es war eine unglückliche Liebe. Ein Herr, der in der Nähe herumlungerte, lehnte es ab, mir zu seinem Besitz zu verhelfen. Er, der Herr, sage „nur so“ da, sei ein Besucher, ich möge mich an das Ausstellungsgelände wenden. Ich sah amtliche Frage, Statistik, Abgabe des Nationales, Ausfüllung von Blanketten voraus und verzichtete. So muß ich fürder ohne den Prader meiner Wahl durchs Leben wandern.

Der hübscheste und unterhaltendste Teil der Bekleidungsabteilung ist jener schmale Gang, in dem Kleidungsstücke ausgestellt sind, die aus alten, teilweise wertlosen Stücken hergestellt sind. Da steht man ein feldisches, blau-weißgestreiftes Mantelstück aus einem Überzug, ein Kinderkleidchen aus einem alten Halsuch, einen Anabenanzug aus einer Tennishose und alle die Kunststücke, die der Krieg uns gelehrt hat, zur höchsten Virtuosität gebracht. Nach dem Bericht eines Frauenvereines wurden 1800 Kleidungsstücke für Kriegswaldben zu dem wirklich erstaunlich niedrigen Gesamtpreis von 8000 Kronen hergestellt. Der Arbeitslohn für eine Garnitur Wäsche (Hemd und Hose) ist in den drei Kriegsjahren von 35 auf 45 Heller gestiegen, allerdings immer noch lächerlich gering, wenn auch die tägliche Verdienstmöglichkeit 3:50 Kronen zu Beginn des Krieges und 10:50 Kronen im Jahre 1917 betrug. Immerhin ist es schon an und für sich erfreulich, einmal überhaupt Zahlen zu hören in dieser merkwürdig unmathematischen Ausstellung und nicht beständig im Dunkeln zu tappen. Ein kleines Modell der dänischen Dedden grüßt uns als alter Bekannter und ein gemütliches Spinnrad zeigt die Verwendung von alten Flecken. Die werden zerfärbt, gesponnen und dann zu Handschuhen oder Halstüchern verwendet, die zwar nicht gerade schön, aber sicherlich sehr warm sind und ganz lustig aussehen. Das Lustigste sind aber die Fleckerpuppen der Rohd. Da gibt es Negerrinnen, freche Schulmädels, alte Damen mit Strickbeutel und Strickhütchen, die das Entzücken jedes richtigen Kindes bilden müssen und ganz bemerkenswerte künstlerische Eigenart bekunden.

In der Leder- und Lederersatzabteilung wird emsig gearbeitet. In blaues Papierleinen gekleidete Frauen verfertigen Schuhwerk, feilen, hämmern, glätten. Das Publikum steht verständnislos herum und gafft zu. Sehr sympathisch ist diese Anordnung nicht, kann auch für die Arbeiterinnen unmöglich angenehm sein. Der Bauer ist kein Spielzeug nicht und redliche Arbeit kein Ausstellungsobjekt. Im Nachbarsaal gibt es eine ganze Sammlung von „Kriegsschuhen“ zu sehen, von denen eine dicke Holzsohle mit breiten Riemen besonders eindrucksvoll ist. Die nach altem Muster gebaute Schusterwerkstätte des Sebastian Staufinger mit ihren Schuspezialitäten lockt viele Bewunderer an und dem roten Schnabelschuh fehlt es nicht an Erfolg. Aber der Dreifuß und die gemütliche, zu stiller Beschaulichkeit einladende Schusterlugel passen schlecht in den Rahmen der Ausstellung, die alles eher denn beschaulichen Zeiten entsproßt.

Dann spaziert man noch durch ein paar Räume, betrachtet „Leder“-Löffel mit Parfümlächchen und erbaut sich an dem Webverfahren, das aus Stroh und Holz- wolle Matten zum Schlafen und weiche Sessel herstellt. Und dann ist man fertig. Vergleicht man die verhältnismäßig bescheidenen Mengen der Ausstellungsgegenstände mit der ermüdenden, verwirrenden Ueberfülle, an die wir sonst gewohnt waren, so wirkt diese weise Beschränkung entschieden angenehm. Die Rimmerfalten und ewig unzufriedenen schelten die „Ema“ zwar einen Ausstellungsersatz, aber sie versammeln sich doch ganz vergnügt in den Cafés rund um den Musikpavillon, um recht vertrauenswürdig aussehendes Champagneris (die Portion zu vier Kronen) zu löffeln. Wie es mit diesem Eis bestellt ist, weiß ich aus naheliegenden Gründen nicht zu sagen. Aber für die Musik stehe ich gut: das ist noch echte, alte Friedensqualität — kein Erion. A. Lara M a u t n e r.